

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Flammentöter.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

„Du—u, jetzt wirst du ganz vernünftig sein, — verstanden?“

„Gottchen, Goldsohn, als ob ich das nicht immer wäre! Hier sitzt doch in Lumpen gehüllt ein Wohltäter der Menschheit, der für ein paar Dreier das Feuer gezähmt hat. Es gab ja schon so was, aber das Richtige war es nicht! Es war noch zu teuer und zu umständlich. Jetzt wird jedes Kind von fünf Jahren mit „Flammentöter“ fertig!“

„Jungchen, du wirst jetzt bei Klausner Chemiker werden, mir zuliebe?“

„Ne!“

„Bitte, Wellerkamp!“

„Jemine, mir geht ein Seisensieder auf, ich verstehe! Da ist wohl eine heiratsfähige Tochter? Und der Klausner schwimmt anscheinend nicht gerade im Golde!“

Krohlow wandte den Kopf zur Seite, Wellerkamp lachte. „Sch, kann mir den Kerl ja mal ansehen! . . . Morgen!“

Krohlow drehte sich wieder um.

„Übermorgen! Dem morgen muß ich dich erst rausputzen! Und nun komm, ich hab dir ein Bad fertigmachen lassen, du wirst dir den — Reifestaub abspülen wollen!“

„Versteht sich, und ich dank auch schön! Weißt du, der vierter Güte hat eine besondere Eigenschaft, er klebt nämlich wie Pech und Schwefel, vielleicht läßt sich der noch einmal nutzbringend verwerten!“

Am übernächsten Morgen bummelte Wellerkamp durch die Stadt — hinaus nach Klausners Fabrik. Stillbergnütig lachte er öfters vor sich hin. Alle Augenblicke blieb er vor einem Schaufenster stehen, in dem ein Spiegel angebracht war, und besah sich. So nobel hatte er sein Vebtag noch nicht ausgehoben! Einen schwarzen Mantel trug er, einen nagelneuen, weichen, grauen Filzhut, Stiefel mit Lacklappen und unter dem Mantel einen dicken, binnen vierundzwanzig Stunden tabellos gebauten Anzug. Die Wäsche hatte ihm leihweise Krohlow überlassen. War der mal ein verliebter Spatz! Sein übervolles Herz hatte er ausgeschüttet. Na ja! Heinrich Wellerkamp war kein Unmensch, ganz im Gegenteil! Dem Freunde wollte er schon zu der von ihm heißbegehrten Seligkeit verhelfen! Freilich, ein bißchen vorichtig mußte er zu Werke gehen — und auch an sich denken! Die nächste Erfindung — und die war so gut wie fix und fertig, sollte ihm zeitlebens aus dem argen Dalles helfen! . . . Nur gut, daß er ein so fröhliches Gemüt hatte. Wenn sich einer sagte: ich pfeif mir eins zu trockenem Brot und Wasser und bilde mir dabei ein, ich knappe an 'ner schönen Kalbsteule und trinke mein Pilschen Rheinwein dazu, so war das ja eine grandiose Selbsttäuschung . . . Seine braunroten Handschuhe besah er sich. Fein! Nur eins begriff er nicht, warum Krohlow sich so große Mühe gegeben hatte, ihm beizubringen, daß er sich

Hart und Haare schneiden ließ. Aber das hatte er doch nicht durchgesehen: Donnerchen, ja, er war doch der Flammentöter — ein Künstler! Ein Kerl, der sich getrost vor aller Welt in seiner Eigenart sehen lassen konnte! . . . Und nun zwinkerte er listig mit den Augen. Nein, der Krohlow! Ein bißchen verückt war der zwar immer gewesen, schon auf dem Gymnasium hatte sich sein schmachtes Herz gezeigt. Seine Mutter — den Vater hatte er früh verloren — wohnte in der Nähe eines Mädchenpensionats. Was hatte der Junge vordem Fensterpromenade gemacht! Und dabei keine Traute, eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um sich der heimlich Geliebten vorzustellen. So'n hübscher Jung! . . . Gottchen ja, etwas Schwäche hatte mindestens jeder! . . . Richtig, da war die Gernerstraße, die hinauf bis zur Halleischen, dann rechts um, dreihundert Schritt, und er stand vor der Klausnerschen Fabrik, so hatte ihm der Freund gesagt!

Herr Klausner saß in seinem Kontor und las die eingegangene Post. Seine Stirn legte sich in immer tiefere Falten. Die Bestellungen auf „Klausners Wohl“ liefen von Tag zu Tag erbärmlicher ein, und er hatte einen Vorrat liegen, er mochte gar nicht im Lagerbuch nachsehen, wie groß er war. Und wenn nicht mehr die Annoncen in die Welt hinausflattern, würde das schöne Bahnwasser bald ganz vergessen sein. Seine Hand erfaßte einen Privatbrief. Er riß den Umschlag auf, sah nach seiner Angewohnheit zuerst nach der Unterschrift: Krohlow! Eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe machte er, dann las er. Seine Augenbrauen rutschten hoch.

„Borchardt!“

Der erste Buchhalter kam aus dem Nebenzimmer herbeigelaufen.

„Flammentöter ist doch eine vorzügliche Sache, nicht wahr?“

Das kleine, alte Männchen hob beide Hände hoch.

„Ganz vorzüglich! Neulich las ich, daß Aktiengesellschaften für Oesterreich-Ungarn, Belgien, England und Frankreich gegründet worden sind, die sich ausschließlich mit der Herstellung und dem Vertrieb dieser Erfindung befassen!“

„Um!“ Einen Augenblick schloß Klausner die Augen. . . . Da eröffneten sich Aussichten! Fragte sich's nur, ob sein Geldbeutel langte, um den Erfinder an sein Unternehmen zu fesseln! . . . Ach was, das war ja Dummheit! So einer saß warm gebettet. Um den rissen sich die Fabriken. Und die Aktiengesellschaften hatten sich natürlich die weitere Mitarbeit dieses Herrn Wellerkamp für ungeheure Summen gesichert!

„Borchardt, der Erfinder von „Flammentöter“, wird nachher kommen, führen Sie ihn persönlich zu mir!“

„Herr Klausner, da möchte ich gratulieren!“

„Nicht zu früh! Ich weiß doch noch gar nicht, was er will!“

Nachdem der Buchhalter gegangen, schob Klausner die Briefschaften beiseite und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. . . . Der Krohlow war doch ein famoser Kerl! Und dieser Wellerkamp war sein Freund! Wahrscheinlich wußte der Bescheid, wie die Aktien standen. Das wäre ganz gut. Denn dann

konnte gleich auf der richtigen Grundlage verhandelt werden.

Der Kellameister kam mit einem Stoß Briefen und Entwürfen zum Vortrag.

„Guten Morgen, Herr Rohrt! Bitte später, ich erwarte Besuch! Komme dann zu Ihnen!“

Nur allein jetzt seit — und die Gedanken zusammengekommen! . . . Krohlow, immer wieder mußte er an den denken! . . . Wenn es irgend ging, sollte er seine Trübe haben! Wer von heute zu morgen ging das natürlich nicht! . . . Gott, das waren doch alles Dufftschlösser, er, ein Mann mit grauen Haaren, dem das Leben oft genug seinen Ernst gezeigt hatte, mußte klaren Kopf behalten! . . . Da, Dritte, die Thür öffnete sich, der erste Buchhalter meldete respektvoll an:

„Herr Wellerkamp!“

Klausner gab dem Erfinder die Hand, rollte ihm einen Lederstuhl heran und sagte dabei:

„Zeit mich sehr! . . . Natürlich hab' ich von Ihrer famosen Erfindung gehört! . . . Bitte, rauchen Sie doch!“

Wellerkamp zog sich die Handschuhe von den Fingern. „So, nun konnte er wenigstens herzlich wieder zugreifen. Und während er die Zigarette in Brand setzte, mußte er sich Gewalt antun, um nicht loszulachen. Nun begann natürlich eine niedliche Theaterspielerei. Und der Krohlow tat jetzt Dienst und schwitzte wahrlich Blut dabei. Er, als Rettungengel, es war zum Schiefen.“

„Ja, Herr Klausner, also mein Freund hat mich hergebeten! . . . Sie haben Recht gehabt mit Ihrem Zahnwasser. Na, da stürzt man sich einfach auf etwas anderes!“

„Herr Wellerkamp, das sagt sich so! Aber aus den Armen läßt sich doch eine gewinnbringende Neuigkeit nicht schütteln!“

„O ja! Wenigstens müßt' ich augenblicklich gerade so etwas! . . . Wenn Sie die Güte haben wollen, und mich durch Ihre Fabrik führen!“

Herr Klausner griff schon nach Hut und Mantel. . . Zwei Stunden dauerte es, bis der Rundgang vollendet war. Wellerkamp fragte unheimlich viel.

„So, und nun will ich Ihnen noch das Laboratorium zeigen, — und wenn Sie meine Kellameisterstellung interessieren?“

„Später, Herr Klausner, später! Ich bin jetzt im Wilde! Auf Schwierigkeiten würde die Herstellung meiner neuesten Erfindung nicht stoßen. Das heißt, ich bin auf dem richtigen Wege, einige Versuche müßte ich allerdings noch anstellen!“ Wie ein König ließ er sich wieder in den Sessel fallen und spielte nach der Zigarrenstippe.

„Bitte, langen Sie doch zu!“

„Danke! Es redet sich besser bei einem Tobak . . . Also zu der geschäftlichen Wiederdankung.“

„Herr Wellerkamp,“ unterbrach ihn der Fabrikant, „vorläufig möchte ich nicht wissen, um was es sich handelt, Ihre Bedingungen interessieren mich! Um die Verhandlungen gleich auf das richtige Maß zu bringen: Ich bin kein ruinter Mann, durchaus nicht, aber zusammenhalten muß ich nach meinem letzten Fehlschlag das Geld!“

„Du hättest mich mal vorgestern Abend sehen sollen,“ dachte Wellerkamp. Wer er tat sehr würdig.

„Versteht sich! Sie kennen mich noch nicht! Vielleicht werden Sie sich noch sehr über mich wundern! . . . Ich falle auch gleich mit der Thür ins Haus. Also: Sie zahlen mir monatlich ein Gehalt von dreihundert Mark, lassen mich allein in Ihrem Laboratorium arbeiten und stellen mir natürlich die Chemikalien usw. Der Betrag wird auf ein halbes Jahr vorläufig abgeschlossen. Ist meine Erfindung dann was wert, werden wir uns schon weiter einigen!“

Klausner traute seinen Ohren nicht.

„Das ist doch nicht Ihr Ernst?“

„Doch, warum denn nicht? . . . Krohlow ist mein bester Freund! Aber der bleibt vorläufig ganz aus dem Spiele!“

„Da meine Hand, Herr Wellerkamp! Ich danke Ihnen! Darf ich Sie wohl bitten, heute mittag um eins mein Gast zu sein?“

„Herr Klausner, Gehrad und Braad hab' ich gar nicht erst eingepackt! . . . Unabhängig bin ich total! Das liebe ich nämlich ungeheuer!“

„Ich bitte Sie, mir keine Förmlichkeiten!“

Wellerkamp erhob sich.

„Also auf Wiedersehen! Halb zwölf kommt nämlich Krohlow vom Dienst, und dem muß ich schleunigst ein

Beruhigungspulver brauen, er ist nämlich in tausend Zuständen!“

Die Herren lachten sich an. Wellerkamp empfahl sich, von Klausner bis zum Korridor begleitet.

Die schwarze Vene hatte „zufällig“ gehört, wie der Vater der Mutter auseinanderetzte, von wie weittragender Bedeutung das Auftauchen Wellerkamps werden könnte, und daß dies Krohlow zu verdanken sei . . . Es war begreiflich, daß sie im Nebenzimmer mit angehaltenem Atem stehen geblieben war und dann sich sogar sehr vorsichtig bis zum Schlüsselloch vorwärts bewegt hatte, an das sie ihr kleines Ohr gebrückt. Insezt schwindelte aber selbst dieser Optimistin der Kopf. . . . Flammentod! . . . Aktiengesellschaft fast in allen Kulturstaaten! . . . Viele Millionen-Sache! . . . Junger Herr, Krohlow's Freund und Schulgenosse! . . . Hat was Neues ziemlich fix und fertig in der Tasche! . . . Vielleicht für mich! Sehr bescheiden . . . Weiß nicht, glaubt aber, er ist noch unverheiratet . . . Schade, daß Mamachen nicht zu verstehen war. Und Papas Stimme klang auch anders als sonst: lauter, ein erregter Unterton schwang hindurch . . . Da verzog sie sich doch lieber vorsichtig in das gemeinsame Mädchenzimmer, in dem Trude am Fenster saß und an einem Eisbecken für ihre Aussteuer stichelte. (Fortsetzung folgt.)

Oberleutnant Helmut.

Ein Tagebuchblatt von Victor Jungfer. (Im Felde.)

Wir Offiziere saßen an der einen Seite des flackernden Diwanes, mitten unter den Deuten. Der rote Tapeten machte die Gesichter glühend. Zuweilen warf einer ein Scheit in die Flammen, die prasselnd loderten.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam. Ich glaube, wir sprachen von zu Hause.

Man denkt im Felde selten an zu Hause. Noch seltener wagt man davon zu sprechen. Man darf nicht weich werden. Wie könnte man sonst alles ertragen. Aber zuweilen kommt es doch über einen — daß man nachgeben muß — so stark. Man liegt im Graben und hört den klopfenden Regen auf der Belibahn, die man über sich gebreitet hat. Man sieht Schiffe ausblitzen im Dunkel der Nacht und hört den nachschlappenden Einschlag dicht neben sich — fern, in Nebel gehüllt, brennt ein Dorf.

Dann denkt man wohl an einen festlich geschmückten Saal, der irgendwo sein könnte, daß man sich freut, ihn in die Wirklichkeit zu versetzen — und in dem Saal sieht man geschmückte Menschen, die mit Lachen gehen — und hört Musik — Musik — fern in Nebel gehüllt brennt ein Dorf.

Ich glaube, wir sprachen von zu Hause. Von zu Hause und von süßen Klängen der Kuckucke in süßlichen Zimmern und dem glücklichen Lächeln heller, sonniger Frauen.

Oberleutnant Belmont hat den ganzen Abend stumm dageessen. Er ist in den letzten Tagen schwer zu behandeln gewesen, launisch erregbar beim geringsten Anlaß. Die Leute beginnen ihn beinahe zu fürchten. Er sitzt vorübergehend, daß ihm die Flammen fast ins Gesicht schlagen, und wühlt mit dem Ende eines langen Stodes in der weißglühenden Mäse, bis der Stab zu brennen beginnt.

Auf einmal sagt er ganz langsam: „15 Tage“ — nur die beiden Worte. Und doch wissen wir anderen alles und sehen ihn an. Vor 15 Tagen hat sich seine junge Frau einer schweren Operation unterziehen müssen, und er hat seit der Zeit noch keine Nachricht aus der Heimat erhalten — wir anderen auch nicht. Die Feldpost ist seit drei Wochen ausgeblieben.

Der alte Hauptmann, der am weitesten rechts sitzt, schiebt mit einem Fuß ungeduldig ein sprühendes Scheit zurück, das herausgesprungen ist, und starrt etwas, wie: „Kriegstraumung“. Denn er ist Junggeselle und hat nicht viel übrig für „Sentimentalitäten“. Aber dann sieht er, wie blaß der Helmut da sitzt, und schlägt ihm gutmütig auf die Schulter: „Helmut, wenn die gute Nachricht da ist, brechen wir einer Klasse den Hals.“

Der andere nickt. Aber man merkt, daß er nur halb hört. Wie geistesabwesend sitzt er da, bis er sich auf einmal aufrichtet. Ein schwaches Rollen kommt von der Straße her. Und plötzlich schreut der groteske Schatten des hochbepackten Lebensmittelwagens in den Kreis.

Die Leute sind aufgesprungen. Vier Säcke Post für die Kompanie werden abgeladen. —

Mit fliegenden Fingern erbricht Helmut die Post. Briefe — Päckchen — die er sofort wieder beiseite wirft, bis er endlich an einem Briefe hängen bleibt und den Absender liest und ihn aufreißt. —

Totenblatz wird er. Und springt auf und stolpert über die Holzbohle, die am Boden liegen. Sein Gesicht verzerrt sich und seine Augen sind die eines Verzweigten. —

Doch das fiel mir erst später ein. An dem Abend haben wir alle nicht so sehr auf ihn geachtet. Da war jeder zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Man hat ihn nicht wiedergekannt seit dem Tage. Keine Patrouille, die er nicht freiwillig geht, kein Angriff, den er nicht in erster Linie mitmachen möchte. Der Oberst hat ihn rufen lassen und ihm das Eisene Kreuz erster Klasse angeheftet. Man weiß nicht, ob er sich freut hat.

Einige sagen, daß er den Tod sucht. Ich habe ihn seit dem Tage nur flüchtig gesehen. Er war zu einem anderen Bataillon versetzt worden. Hin und wieder hörte ich Berichte von Kameraden über ihn. Über das Bild, das sie von ihm entwarfen, wollte nicht recht zu dem passen, das ich in der Erinnerung hatte.

Dann kam der Herbst. Das Regiment bezog besetzte Stellungen. Der Stellungskampf sollte wieder beginnen.

Eines Tages hörte ich, daß der Helmuth wieder zu unserem Bataillon gekommen sei — als Kompanieführer. Am anderen Tage sahen wir uns. Es fiel mir auf, daß seine Haare grau geworden waren. Im übrigen begrüßte er mich mit derselben Herzlichkeit wie immer.

Wir hatten Nachbarkompanien zu führen und lösten einander im Vorpostendienst ab.

Die langen Nächte draußen auf Posten. Nächte in rieselndem Regen, im kurzen Mantel auf nasser Erde. Das Wetter machte einen geradezu trübsinnig. Hin und wieder mal ein Schuß im Nebel. Versucht aufpassen mußte man bei alledem. Denn die Kerle drüben planten neuerdings einen Durchbruch, den sie bald hier, bald da ansetzten, jedesmal ohne Erfolg.

Ich glaube, das Wetter war schuld daran. Sonderbar genug bleibt das Folgende allerdings, und ich wenigstens vermag ihm keine Deutung zu geben. — Das war der Tag, an dem ich die Vorpostenkompanie hatte. Ein Teil der Leute mußte immer ausgehört am Rande des kleinen Teiches liegen. Wenn der Fluß kam, dann versuchte er sicher, hier durchzubrechen. Der Abend war schon hereingebrochen. Ich ging noch einmal die Schützenlinie entlang. Es war so neblig, daß man keine zehn Schritt weit sah. Auf einmal steht der Helmuth vor mir.

Ich wunderte mich, daß er diese Nacht herausgekommen war, denn man hatte eine gute halbe Stunde vom Quartier aus zu laufen. Ich konnte sein Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen. An dem Ton seiner Stimme erkannte ich, daß ihn etwas Wichtiges herausgetrieben hatte. Sie zitterte wie unter dem Druck einer verhaltenen Aufregung. Er holte oft und schwer Atem, wie einer, der schnell gelaufen ist. Dann sagte er: „Ich habe dir etwas mitzuteilen. Wenn es dir recht ist, bleibe hier gleich hier draußen.“ Er setzte sich in eins der leeren Schützenlöcher, die unsere Leute ausgehoben und dann mit Stroh ausgelegt hatten. Ich streckte mich neben ihn. Nach einer kleinen Pause begann er:

„Du bestimmst dich an jenen Abend, an dem ich die Nachricht vom Tode meiner Frau erhielt?“

Ich nickte kaum. „Dannals, als ich vom Feuer wegstürzte, kam ich mir vor wie ein Versümmter. Nur einen Gedanken hatte ich, sterben, sterben um jeden Preis. O diese Nacht!“ Er schüttelte sich, wie von innerem Grauen gepackt.

Aber nachher — am anderen Morgen — da kam's mir zu spätig vor. Da wollte ich wenigstens — anständig zugrunde gehn. Du weißt, wie ich mir Mithie gegeben habe. Es sollte nicht sein.“ Er lachte leise: „Dannals — bekam ich das Eisene erster —“

Ich sah ihn mit steigender Beforgnis an. Der Mond brach für einen Augenblick durch die Wolken. Ich sah sein Gesicht. Es war alsobald und verzerrte sich plötzlich so, daß ich erschau. Er legte mir die Hand auf die Schulter: „Sei ganz ruhig, alter Junge. Ich bin bei vollkommen klarer Bestimmung. Uebrigens bin ich gleich zu Ende. — Seit Donnerstag habe ich Nachricht von ihr.“

Er schwieg. Mir froh eine lähmende Angst über den Rücken. Unscheinend befand er sich in einem Zustand nervöser Ueberreizung, die das Äußerste besänftigen ließ.

Bögernd fuhr er fort: „Jede Nacht dieselbe Erscheinung, dasselbe Gesicht. — Aber wenn ich's greifen wollte, dann war's verschwunden. Aber gestern“ — Seine Stimme war in ein Flüstern übergegangen. Es lag ein leises Triumphieren darin, das mein Angstgefühl verstärkte. „Gestern hab' ich mit ihr gesprochen, und da —“

„Und da —“ fragte ich atemlos. „Da sagte sie mir, daß morgen alles bereit sei — morgen nachmittag —“

Er lächelte ganz fein: „Ich verlange ja gar nicht, daß du alles glauben sollst, aber einen Gefallen sollst du mir tun, nämlich die paar Briefe besorgen, die ich dir hier gebe, wenn — ich morgen nicht mehr da bin.“

„Lieber Helmuth,“ bat ich ihn — „bitte überreize Phantasie — du hast geträumt — überleg dir doch — der Arzt —“

Er unterbroch mich kurz: „Lieber Junge, was weißt du, wieviel Wirklichkeit in den Geschehnissen liegt, die du hier vor Augen hast. Ob nicht alles ein Traum ist, was du hier erlebst — er erhob seine Stimme — ein Traum, den unvorstellbar, riesenhafte undurchdringbare Gewalten von uns träumen, deren Tücheln in uns wirken — zeitlos, ewig — unbegrenzt.“

Er war aufgestanden und gab mir die Hand. Dann wandte er sich schnell ab, wie um eine Bewegung zu unterbrechen. Ich sah ihn im dämmernden Nebel verschwinden. Es schien mir, als seien seine Bewegungen nicht so kraftvoll und elastisch, wie ich sie bei ihm gewöhnt war.

Um 11 Uhr begann der erwartete russische Angriff. Wir hatten versucht zu tun und ich hatte keine Zeit, mir über das seltsame Benehmen Helmuths Gedanken zu machen.

Erst am Mittag des folgenden Tages klaut das Gefecht ab. Als ich totnühe ins Quartier kam, erfuhr ich, Helmuth sei zur großen Bagage gegangen, die vier Kilometer hinter der Front lag.

Ich mußte an unsere gestrige Unterredung denken. Mittlerweile war auch der letzte Rest der romantischen Stimmung von gestern Abend verfliegen. Ich nahm mir aber vor, einmal mit dem Arzte über meinen kranken Freund zu reden. —

Um 4 Uhr nachmittags wurde ich durch einen ungewohnten Lärm vor meiner Haustür geweckt. Als ich heraustrat, brachte er Helmuth auf einer Tragbahre. Er sah aus, als ob er lächelte. Er war durch die Brust getroffen.

Der ihn begleitende Unteroffizier erzählte, zwei Kilometer hinter der Front sei er plötzlich ungesunken. Nicht das leiseste Geräusch habe er gehört. — Ein verriertes Geschöß hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Am anderen Tage haben wir ihn beerdigt.

Im Frauenstaat.

Von Hermann Kiensl.

(Nachdruck verboten.)

„Gott sei Dank, da bist du!“

Und sie sank schuldend und lachend an seine Brust. Heim aus dem Felde — zum ersten Male seit siebzehn Monaten. Die zwei Menschen, ein härtiger Mann, eine zarte, schlante Frau, hielten sich noch immer umschlingend. Es wurde ein lautes Schreien. Ein tiefes Auskosten der Wirklichkeit, die sie in ihren zitternden Armen fühlten, an die zu glauben die armen Sinne sich erst gewöhnen mußten. So viel lag zwischen ihrem letzten Kuß und diesem da! So viel des Schauerlich-Neuen, der fürchterlichen Erschütterungen, so viel herrschauernde Einsamkeit, Angst und Sehnsucht. Aber jetzt — wie sie endlich zu sprechen anfingen, war das etwa ein verflüchtiges Neben, wie es Vater und Mutter gesamt? O nein! Ein Dachen, ein tödliches Dachen kullerte und kullerte. Kaum sagte das eine ein Wort, presste sich an seinen Mund ein anderer Mund. Wie in der Brautzeit war es, wie Kinder waren sie.

Nun hatten sie den Feldweg vom Bahnhof der kleinen Station zurückgelegt und traten ein in ihr Haus. Ein neuer Frühlingsregen der Freude! Seine Mutter, seine Schwester! Herz schlug an Herz. Dann sprang er die Treppe hinauf, und schon schwang er es in seinen Armen. Das winzige Dingelchen empfing den ersten Vaterkuß, und eine Träne tropfte in den langen Soldatenbart.

Vier glückliche Menschen saßen um den runden Tisch. Das Gespräch ging in Pausen, die Augen waren besedert, und die Lippen lächelten. Nur manches Mal huschte ein Schatten über das eine und andere Antlitz der Frauen. Der Gedanke war's an das Ende der Frist, an den neuen Abschied in vier Wochen. —

Drei Tage später sagte der Mann zu seiner lieben Frau: „Du Liebes! Wie hast du dich tapfer gehalten! Eine so große Wirtshaft und ein so kleines Mädchen! Nun will ich mich aber auch nützlich machen und ein wenig nachsehen in unserem Kontor.“ „Ach laß', laß' nur, Lieber!“ lachte die kleine Frau. „Du sollst dich um nichts sorgen in diesen kurzen Tagen, um nichts! Bist auch wirklich ganz und gar überflüssig.“

Und das Frauenchen sprudelte nun eifrig hervor, was alles es getan und gelassen habe. Im Anfang, ja, da sei es ihr schwer geworden. Der Verwalter sei bald dem Herrn gefolgt, und auch die besten Arbeiter waren im Krieg. Und die Pferde. Sie selbst sei doch kein geistalter Bauwirt, habe mit dem Farbentasten besser Bescheid gemußt, als mit der Mistgabel, von der Buchhaltung auch nicht allzuviel verstanden. Allmählich aber . . . man arbeite sich eben ein, und es sei nun doch nicht wahr, daß der Herrgott Menschen und Frauen erschaffen habe! „Und kurz — ob du es glauben willst, Lieber, oder unverschämte weiter lachst — sei doch einmal arbeitslos, ja? — und kurz: ich habe nichts von der Bank genommen, aber einen netten Posten zugebracht.“

Seine Augen waren groß und größer geworden, Auf's Knie schlug er sich: „Donnerwetter!“

Das Pferd ließ er sich fattern. Auf die Felber hinaus ritt er, um, wie er's früher gewohnt war, nach dem Mechten zu sehen und die Leute bei der Arbeit zu unterweisen. Wie er im frischen Morgenwind hinter dem zweiten Sägel trabs, was kam ihm, hoch zu Kos, entgegen? Seine rühige Mutter. „Grüß Gott, mein Junge! Ja, du wunderst dich? Wir Frauen mußten uns in die Arbeit teilen, ich übernehme den Dienst im Freien. Du willst mit? Ach, rette lieber heim zu Hedwig, die hat jetzt ein Recht auf dich. Hier ist alles in Ordnung!“ Und Mitternachten zog die Sägel und hobte davon.

Der selbgraue Gutsherr machte kehrt und, während er langsam im Schritt zu seinem Hause zurückkehrte, besann er sich, wie sich doch die Welt verändert habe.

Er kam durchs Dorf. Von weitem hörte er lautes Trara. Er kannte die Hornzeichen der Feuerwehr. Ein Unglück! Er sprang heran! Nun rasch das alte Kommando übernommen, Herr Feuerwehrrauptmann! Schon war er auf dem Markt. Da sah er, daß es gottlob keine Not hatte. Die Feuerwehr hielt eine Übung ab. Und was noch sah er? Unglaublich... wirklich unglaublich! In den Höfen und Wäldern der Wehnmänner stafen — junge Mädchen. Einige Graubärte unter ihnen. An ihrer Spitze aber kommandierte mit heller Feldweibestimme sein liebes Schweslein. Von ihrem blonden Haar, unter dem Helm geküßelt, fielen rechts und links ein paar Strähchen über das erhigte junge Gesicht.

„Brüderchen,“ rief sie, „troll dich! Ich mag mich nicht produzieren, ich nehm' es ernst!“

Unwillkürlich fuhr er mit der Hand zur Kappe und salutierte. Dann ritt er heim.

„Nein, du Viehies,“ sagte er zu seiner über das große Neckmingsbuch gebückten Frau, „was ich jetzt erlebt habe! Die Mutter... die Schwesler... und du...“

Sie blinnte auf und lächelte. Er fuhr fort:

„Aber hör' mal, Viehies, da bin ich eigentlich ganz überflüssig!“

Strahlend blickte sie ihn an. In diesem Augenblick ließ sich ein leises winnernes Bienen aus dem Nebenzimmer vernehmen.

„Unser Kerlchen!“ rief die junge Mutter. „Gleich, gleich, Kerlchen!... Ach, Werner, wie schön, daß du da bist! So kann ich rasch noch die letzte Enttragung machen... Geh, Lieber, geh hinein zu dem Kleinen, leg ihn trocken!“

Schmetterling.

Von R. S.

Es war einmal ein kleiner, bunter Schmetterling mit leuchtenden Flügeln. Der war im dunklen Dämmern des Waldes zum Leben erwacht.

Und er sah sich schlaftrunken um nach allen Seiten. Er sah das dunkle Moos auf dem Boden, er sah das hohe Gras, er sah die ersten, riesigen Bäume, die dampf und unheimlich einander zuströmten in feierlicher, rauschender Rede.

Und er verstand alle diese großen Dinge und ihre Sprache nicht und sträubte sich sehr vor ihnen. Er wäre am liebsten gleich wieder hinübergegangen in das bunte Land der Träume, aus dem er gekommen war.

Da sah er einen zitternden, goldenen Sonnenstrahl zwischen den Bäumen stimmen. Und sogleich ging ein Beben durch sein kleines Herz. Es erwachte etwas in ihm, ein leiser Klang, ein dumpfes Verlangen, eine Sehnsucht... Und er breitete die Flügel aus und flog dem Lichte zu.

Ob er den Weg gefunden hat, hinaus aus dem Dunkel ins Land der Sonne, wo tausend blühende Blumen ein reiches Leben spenden. — Ich kann es nicht sagen. Ob er den Strahl verloren hat und herumgeirrt ist, hilflos und sehnuchsvoll und endlich gestorben ist im Moder der Waldesnacht, — ich weiß es nicht.

Büchertisch.

— Ein neues Heft über im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres herausgegebenen Schlachtdarstellungen ist joden erschienen: Heft 26: Die Kampfe der Bugarmee. Mit einer Karte der gesamten Kampfgebiete und 8 größeren Karten. Einzelpreis 1,20 Mk. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Br.) Die überaus schwierigen Kämpfe, deren Ziele in Ausnutzung des Durchbruches von Goelice—Larow sehr weit gefiebt waren, werden aus immer ein Ruhmesblatt der deutschen Geschichte bilden. Trotz Sumpf und wieder Sumpf, Wege- und Bahnenlosigkeit erfüllte die tapfere deutsche Armee ihre Aufgabe voll und ganz: innerhalb zweier Monate wurde die Buglinie bezwungen, das wichtige Brest-Litowsk erobert, die ganze Sumpf-Gegend bis zur Karte Stachobslus—Binski—Ogniskanal vom Feinde gekäubert. Schon im Hinblick auf die Verhältnisse in der Ukraine und ihre Grenzgebiete wird das Interesse des deutschen Publikums für diese erste nach den amtlichen Kriegssakten ausgegebene Darstellung der so überaus wichtigen Bug-Kämpfe ein besonders hohes sein. Zum ersten Male lüftet sich der Schleier, der bisher noch immer auf diesen Ereignissen gelegen hatte. Trotzdem jedes Heft vollständig in sich abgeschlossen ist, wird sich die Festschrift doch nach und nach zusammenschließen zu einem Ganzen, das sich gestalten muß zu einem wahrhaft monumentalen Bild des Weltkrieges. Auch die Generationen, die nach uns kommen, werden vor allem aus dieser im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres herausgegebenen Darstellung der Großkriege 1914—18 schöpfen. Wie wir hören, wird demnächst ein weiteres, in der jetzigen Zeit der großen Weltkämpfe sicherlich besonders begehrtes Heft erscheinen: Die Schlacht an der Pser und bei Ypern.

— „Hamburg und die deutsche Wirtschaft“, Sonderheft der von der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts herausgegebenen Wochenschrift „Wirtschaftsdiens“. Was dieser Veröffentlichung ihr besonderes Gepräge gibt und ihr über den Inhalt ihrer Entstehung hinaus (Anwesenheit der Reichstagsabgeordneten in Hamburg) dauernden Wert verleiht dürfte, ist die Tatsache, daß die 37 Beiträge, aus denen sich das Heft zusammensetzt und die Hamburgs Wirtschaftsbeziehungen zu den Uebersee-Ländern und den Hauptkapitalmärkten des Weltmarktes behandeln, fast durchweg aus der Feder von führenden Persönlichkeiten des Hamburgs Wirtschaftslebens, darunter Boemann, Strandes, O'Swald, Borwerf, Mies u. a. m., stammen. Es ist auf diese Weise ein Bild von der Bedeutung Hamburgs und des deutschen Ueberseehandels, soweit er sich an diesem Platz tangiert, zustande gekommen, wie es in gleicher Lebendigkeit und Reichhaltigkeit für keinen anderen Welthandelsplatz gefunden werden dürfte.

— Gotthard Brieger: Das Kunstsammlern. (Mit Abbildungen.) Delphin-Verlag, München. — Eine kurze Einführung in Theorie und Praxis nennt der Verfasser sein Buch. Aber es erscheint mehr. Für den Kunstkenner ist es ein Nachschlagewerk, wie er es kürzer, inhaltsreicher und handlicher kaum finden dürfte; für den Laien ist es eine Einführung, oder noch besser, ein „Vademecum“ wie er es besser gar nicht haben könnte. Zur rechten Zeit erscheint dieses Buch. Gerade, im 4. Kriegsjahr, wo die Kunstversteigerungen schwindelnd hohe Summe ergeben, heute, wo der mitunter recht unkluge Kriegsgewinnler selbst für Fälschungen die höchsten Preise zahlt, ist das Werk geradezu eine Fundgrube für jeden, der für den Kunstmarkt irgendwelches Interesse hat. In sachlicher, übersichtlicher Weise entwickelt der Verfasser einen Überblick des Kunsthandels und gibt dem Sammler treffende Anleitungen. Gemälde, Plastik, Graphik, Möbel, Keramik, Metallarbeiten, Textilien usw. werden in Wert, Preis, Anlauf und Verkauf einer eingehenden Besprechung unterzogen. Jedem Kunst-Interessierten kann das schön ausgestattete Buch nur empfohlen werden.

— Der Stiedler, Zeitschrift zur Pflege deutschen Gesches und guten Geschmacks im Siedlerwerk, ist der Titel einer neuen Monatschrift, die ab 1. Juli im Verlag von Oskar Raabe in Dresden erscheint und von Hanns Horst Kiesel herausgegeben und geleitet wird. Zur Einführung ist ein Vorheft erschienen, das außer einem einleitenden Aufsatz von Prof. R. Groß, dem Direktor des Dresdner Kunstgewerbevereins, Beiträgen von Dr.-Ing. Kruschwitz usw., seine besondere Bedeutung hat, weil es geschmackvolle Entwürfe von zweckmäßigen und billigen Kleinmöbeln für Kriegesbedürfnisse usw. enthält, zu denen der Künstler, Architekt Otto Kulle, selbst schreibt.

— Deutsche Malerei seit 1870. Von Professor Dr. W. Waagbold. 94 Seiten und 58 Abbildungen auf Tafeln. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 144.) Geb. 1,50 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Mit Hilfe einer großen Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen stellt der Verfasser die Entwicklung der neueren deutschen Malerei in den Friedensjahren von 1870 bis zum gegenwärtigen Kriege dar. Abweichend von dem üblichen chronologischen Schema werden die künstlerischen Strömungen verfolgt an Hand der sich wandelnden Lösungen der wichtigsten malerischen Aufgaben.

Scherzcharade.

Die junge Frau, sie leuchtete schwer:
Ich 1 jetzt meinem Mann nicht mehr.
2 8 mir heut den Morgengruß,
Doch küßt war sein gewohnter Kuß.
Er war im Jagdkostüm, die Hand
Hielt schon der Biische 4 umspannt.
Statt daß er, wie in früherer Zeit,
Mich hätt' umarmt voll Härtlichkeit.
Ich sprach: Du weißt doch, die Mama
Kommt heut und bleibt acht Wochen da.
Er aber, bleich, verstorben Blicks
Sprach dumpf vor sich: „Blud' des Geschicks!
Die 1 bis 4, die ich gehört,
Hat meinen Traum des Glücks zerstört.
Ich muß zur Jagd, wird's etwas lang,
So werde Dir deshalb nicht bang.
Wirst mich vermissen kaum, da ja
Dann hier die liebe Schwiegermama!“
Hört war er. Dunkel bleibt es mir,
Was meint er wohl mit 1 bis 4.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

K I W I
R I N G A
K I N N
S T A R
K I E E
G R A M